

Carl Maria von Weber.

Ein Lebens- und Künstlerbild.

(Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

18. Dezember 1786.)

Von Adolph Kohut.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir auf die olympischen Gestalten unserer Tonherren blicken, werden wir manchen Genien der Kunst gewahr, die des Höchsten, Bedeutendsten und Unsterblichsten gefleht, als der Vater unserer musikalischen Momente, der Schöpfer der spezifisch deutschen Oper — Carl Maria von Weber, aber keiner dieser bahnbrechenden Schöpfer auf dem Gebiete der Kunst steigt dem Herzen des deutschen Volkes so nahe, wie der Komponist, dessen hundertjähriger Geburtstag in allen Ecken des Vaterlandes, und wo nur eine deutsche Zunge flücht, am 18. Dezember in pietätvollem Gedächtniß mit begangen werden. Was der Komponist des „Freischütz“, der „Czarynka“ und des „Oberon“ gelungen, drang in die Herzen des deutschen Volkes, gleich gewaltigen Stromgebieten der Musik. Die Töne des Meisters entzünden und erschütterten die Zeitgenossen, aber sie bewähren noch immer und wohl auch für die kommenden Generationen ihre fortreizende Kraft des Edlen und Schönen, weil sie aus den inneren Zielen des deutschen Gemüths entspringen. Viele seiner Werke sind das Gemeingut aller geworden, als wären sie nicht von einem einzelnen Genius erbacht, sondern — echte Kinder der Natur — auf dem Boden des Volksganges selbst gewachsen. Es giebt keine deutsche Oper, welche die Massen des Volkes so hingezogen hätte und die noch immer eine solche magische Zauberkraft auf die Volksseele ausübt, als der „Freischütz“. Das Wort, welches Richard Wagner sprach, als der „Freischütz“ in Paris zum ersten Male aufgeführt worden war, gilt auch für die Gegenwart und Zukunft. „Denn werliches, deutsches Vaterland, wie muß ich Dich lieben, wie muß ich für Dich schwärmen, wäre es nur, weil auf Deinem Boden der „Freischütz“ erblüht! Wie muß ich das deutsche Volk lieben, das den „Freischütz“ liebt, das noch heute an die Wunder der naivsten Gabe glaubt, das noch heute, im Mannesalter, die süßen geheimnißvollen Schauer empfindet, die in seiner Jugend ihm das Herz durchbeben! Ach, du liebenswürdigste deutsche Träumerei! Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von der Dornhügelglocke, wenn es Sieben schlägt! Wie ist dir glücklich, der euch verliert, der mit euch glaubt, fühlt, träumt und schwärmen kann!“

Doch nicht nur als Schöpfer der nationalen Oper ist uns Weber ans Herz gewachsen, sondern auch als Mensch durch seine gewinnende, schlichte, das Ideale und Höchstes in der Tonkunst anstrebende Persönlichkeit. Er ist gleichsam der Schiller der Musik. Wie wir das Leben und Dichten dieses gewaltigen deutschen Meisters nicht von einander trennen können, wenn alle Momente seines Erdendaseins uns ebenso interessieren, wie seine Werke, ebenso ergötzt es uns mit Weber. Seine Lehr- und Wanderjahre, seine Leiden und Freuden, seine Kämpfe mit der falschen Strömung in der Kunst, sein Hoffen und Lieben, seine Beziehungen zu Weib und Kind, — all' das berührt uns auf das lebhafteste. So ist denn Weber die vollständigste Erscheinung unseres Musiklebens geworden. Wie in seinen Tonwerken, so herrscht auch in seinem legeren Erdendasein das deutsche Gemüth vor; das Vaterland, der trauten eigene Herd, die stille Häuslichkeit, das deutsche Lied und der deutsche Sang — dies war ihm das Beste hienieden. Und diese edlen und herrlichen Gemüthsseiten haben ihn zu innerem Reichtum gemacht. Deshalb schließt unser Herz rascher, wenn wir Dein gedenken, deshalb erfüllt uns Freude und Stolz, wenn wir Deine süßen und innigen Weisen hören und deshalb giebt es keinen Parteienstreit, keine Meinungsverschiedenheit, keinen Streit, wenn es gilt, Dir, unsterblicher Weber, den Lorbeer des volkstümlichsten und geliebtesten Meisters der Töne zu reichen!

Am Säturaltage des edlen Todten könt der Auspruch in unserer Seele wieder, den Goethe bei dem Tode Schillers that:

Dem er war unser! Mag das stolze Wort den lauten Ruf des Schmerzes überdauern! Es schritt sich hoher Geist genant fort! In's Geiße des Wahren, Guten, Schönen Und hinter ihm in weitestem Schenke lag, was die Menge bündigt, das Gemeine. Von glatte seine Range wach und höher Von jener Jugend, die uns nie verliert, Von jenem Muth, der früher oder später Den Überfland der stumpfen Welt belegte, Von jenem Glauben, der sich stets erhob, Bald sich verordnend, bald geduldig kniegt. Damit das Zeug wurde, wach, komme, Damit der Saug dem Edlen endlos komme.

Carl Maria von Weber entstammte einer geduldeten niederrheinischen Familie und wurde nicht, wie es im Kirchenbuch zu Cutin irrtümlich heißt, am 20. November, vielmehr am 18. Dezember 1786 in Cutin im Holstein'schen geboren. Sein Vater, Franz Anton, hatte ein sehr bewegtes Leben: er war hintereinander Offizier, Theater-

und Musikdirektor, Beamter u. s. m. und durchzog mit seiner ganzen Familie das heilige römische Reich deutscher Nation, ohne freilich irgendwo auf einen grünen Zweig zu kommen. Die Mutter, Genoveva von Brenner, war eine sanfte, stille und leidende Frau. Auch Carl Maria von Weber hatte das Leben gerührt. Von armer Konstitution, litt er von frühesten Kindheit an Schenkel, so daß er allen jugendlichen Spielen fern bleiben mußte. Aber in Folge seiner körperlichen Schwäche und des Umgangs mit Theaterleuten war für ihn in frühesten Jugend schon das Orchester und die Bühne die eigentliche Welt seines Denkens und Fühlens. Der Vater erkannte bald das musikalische Talent seines Sohnes und er ließ ihn eine tüchtige musikalische Ausbildung zu Theil werden. Er brachte ihn zunächst zu Michael Haydn, dem Bruder des berühmten Joseph Haydn, in Salzburg, einem sattsamen Contrapunktisten, dem später — in seinem 13. Jahre — Weber sein Erziehungswort: „Sech's Fugetten“ widmete. Ende 1798 kam er nach München, wo er bei Valischnaer-Balettschulungsunterricht und bei dem Hoforganisten Kälcher in der Komposition Unterweisung erhielt. Dem klaren, hauseigenen fortgeschrittenen Unterricht des letzteren verbandte er größtentheils die Herrschaft und Gewandtheit im Gebrauch der Instrumente, besonders in Bezug auf den 4-stimmigen Satz. Seine Vorliebe für das Dramatische zeigte sich bereits damals. Er schrieb unter den Augen seines Lehrers eine Oper: „Die Wälder der Liebe und des Weines“, eine große Woper, mehrere Klavierkonzerte, Variationen, Violinrondo u. s. w., die später alle ein Raub der Flammen wurden. Damals lernte Weber auch den neuerfindenden Streinbass kennen und er begann, um seine finanzielle Lage zu verbessern, eifrig zu lithographiren, ja es gelang ihm sogar, die lithographische Presse zu vervollkommen. Sein Jahr lang aulte sich der jugendliche Feuergeist mit diesen mechanischen Übungen ab, aber schließlich siegte doch die Liebe zur Kunst.

Mit Eifer setzte der Jüngling seine Kompositionen fort; so entstand das Singpiel „Das Waldmäddchen“, welches u. A. in Wien und Petersburg mit Beifall gegeben wurde. Der Komponist nannte es zwar später in seiner Selbstbiographie: „ein höchst unreifes, nur vielleicht ihn und wieder nicht der Erfindung bares Produkt“, doch hatte die Komposition das Gute, daß sie ihm seinen eigentlichen Lebensberuf, das Schaffen für die Bühne, zeigte und ihn von seinen mechanischen Experimenten endgiltig abbrachte. Es folgte wieder ein Singpiel: „Peter Schmall und seine Nachbarn“, welches Michael Haydn sehr gefiel und das in Augsburg zur Aufführung kam, ohne besonderen Erfolg zu erzielen. 1802 internahm er mit seinem Vater eine musikalische Reise nach Leipzig, Hamburg und Holftein, wo er fleißig theoretische Werke sammelte und studirte. Sehr bedeutsam griff in sein Leben ein Mann, dessen Bekanntheit er 1803 in Wien machte, nämlich der Abbe Vogler, bekannt aus Mozart's Briefen aus Mannheim. Der 54jährige Mann hatte den 16jährigen Jüngling ganz bezaubert. Auf seinen Rath gab der Jünger das Ausarbeiten größerer Kompositionen auf und widmete sich dem ernstlichen Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, deren Vorlesung und Mittelbeurteilung sie gemeinschaftlich zerlegten. Öffentlich erließen damals nichts von ihm, als ein paar Werkeschen Variationen und der Klavierauszug der Vogler'schen Oper „Samori“. Durch Vogler wurde Weber auch auf der Werth der Volks- und Nationallieder hingewiesen, die er später zu wirkungsvoll für die Oper verwenden sollte.

Aus diesen Fort und lüftig verlebten Lehrjahren in der schönen Stadt an der blauen Donau wurde er mitten in den Ernst eines praktischen Lebensberufes gestellt, als er im Jahre 1804 einen Ruf als Musikdirektor an das Theater in Breslau erhielt. Hier eröffnete sich ihm ein neues Feld zur Erweiterung der Geseftkenntnisse. Er schuf in Breslau ein neues Orchester und einen neuen Chor, überarbeitete manche frühere Kompositionen und komponierte die Oper „Aßbazi“. Doch ließen ihn die vielen Dienstgeschäfte nicht zu größeren Schöpfungen kommen. Leben und Kunst ließen jedoch den 18jährigen Jüngling bald zur vollen Reife gelangen. „Wie Gott will“, — schreibt er aus jener Zeit — „ich scheine ein Fangball des Glückes zu sein, doch erachte ich überall etwas Neues.“ Der Breslauer Aufenthalt währte nicht lange. Sein idealer, süßmüthiger Geist vermochte sich nicht der engherzigen Leitung der Bühne nicht zu befremden, — aber die heilsamen Spuren seines dortigen Wirkens ließen sich nicht verkennen. Als Orchesterdirigant lenkte er das innige Zusammenarbeiten der Musik und Szenen praktisch kennen, wodurch er später als Orchesterdirigant das Publikum und die Künstler förmlich elektrisirte. Mit Recht sagt sein Sohn und Biograph von ihm: „er sammelte in Breslau als Künstler, Dirigent und Mensch ein Indian an Erfahrung.“

1806 zog ihn der kunstliebende Prinz Eugen von Württemberg an seinen Hof in Karlsruhe in Schloffen. Hier schrieb er zwei Symphonien, mehrere Concerte und Harmonieleitungen. Durch den Krieg wurde die Kapelle und das Theater des Prinzen bald aufgelöst, und der Herr „Musikintendant“ Weber war wieder ohne Amt und Brod. Dem mittellosen Künstler blieb nichts anderes übrig, als

eine Kunstreise anzutreten, die freilich nicht sehr lukrativ war. Aber dachte in jenen bösen Kriegsjahren an die Kunst und die Noth eines jungen Meisters? Da sagte er den Entschluß, eine Zeit lang der Kunst zu entsagen und die ihm-offerirte Stellung eines Privatsekretärs des Prinzen Ludwig in Stuttgart anzunehmen. Hier, verlebte er die glücklichsten Jahre seines Lebens, freilich nicht ganz ohne seine Schuld, denn der einundzwanzigjährige Jüngling war zu wenig Diplomat, er war ein zu leidenschaftlicher Tyrannenhalter, um auf dem glatten Parquet des Fürstenthums in Stuttgart nicht anzukletten. Hierzu gefellte sich ein jugendlicher Leidenschaft, der sich in Verschwendungslust und Schuldenmachen dokumentirte. — Wenig, eines schönen Tages wurde Weber im Orchester verhaftet. Sechszehn Tage lag er in einem stillen Kämmerlein und hatte Mühe, über seine Lage nachzudenken, und dann wurde er am 26. Februar 1810 aus Württemberg — ausgewiesen. „Von dieser Zeit an“, sagt der Komponist in seiner Autobiographie — „kann ich ziemlich rechnen, mit mir abgelehnt gewesen zu sein, und Alles, was die Folgezeit gekostet hat und thut wird, kann nur Wächlein der klaren Gedanken und das dem feststehenden Grunde notwendige Verleihen der Klarheit und Fährlässigkeit sein.“

Weber hatte mit seiner Jugendthorheiten abgeschlossen, aus dem Jüngling war über Nacht ein erster Mann geworden. Im Ende 1810 schrieb er in sein von frühesten Kindheit sorgfältig geführtes Tagebuch: „Da mit dem 26. Februar d. J. eine neue Lebensperiode für mich begann, so rechne ich auch den Anfang des Jahres von diesem Zeitpunkt an.“ Gott hat mich zwar mit vielem Verdruß und Widerwärtigkeiten kämpfen lassen, aber doch auch immer auf gute Menschen geführt, die mir das Leben wieder werth gemacht.“

Einer dieser „guten Menschen“ war auch der Kapellmeister Danzi, der frühzeitig sein Talent erkannte und ihn zu stets neuem Schaffen aufmunterte. Von ihm angeregt, schrieb er die Oper: „Silvana“, nach dem Sujet des früheren Waldmäddchens von Piemer neu bearbeitet, verschiedene Klavierstücke zc. Er durchzog nun Deutschland nach verschiedenen Richtungen und der unscheinbare, schwache und kleine Mann im Leibrod von schwarzem Tuche, mit Sabot, weißem Holstuche und den fast bis an die Knie reichenden Hirsolenteln machte überall durch sein glänzendes Klavierspiel Aufsehen. Wenn er am Clavier saß, entzückte der edel geformte Kopf mit den tiefen blauen Augen — diesem unerschöpflichen Brunnen von Liebe und Freundschaft — und die ganze Genialität und der Idealismus seines Wesens trat hinderschlag zu Tage. Ueberall zündete der Schwung und das Feuer seiner Improvisationen. „Die Liebe“, sagt Weber in seiner Autobiographie, „mit der ich im Ganzen meine Leistungen als ausübender und dichter Künstler aufgenommen ich, der Ernst, der ihnen bei oft heftigen Widersprüche und Anfallen doch stets geweiht wurde, ließ auch mich alle die Kraft und alle die Heiligkeit des festen Willens aufwiegen, die allein den Menschen zum wahren Priester seiner Kunst heiligt.“

Die bereits genannte Oper „Silvana“ hatte bei ihrer ersten Aufführung in Frankfurt a. M. im Jahre 1810 einen glänzenden Erfolg, wozu das bezaubernde Spiel der reizenden Coultrete Karoline Brandt, die sieben Jahre nachher seine Frau werden sollte, nicht wenig beitrug. Trotz alledem befand sich Weber damals noch in drückender Noth und deshalb zögerte er nicht, im Jahre 1813 den Antrag, welchen ihm der Direktor des Prager Theaters, Karl Liebich, machte, die Stellung eines Kapellmeisters zu übernehmen zu acceptiren. Er war doch wenigstens vorläufig vor allen Nahrungsjorgen geschützt. Drei Jahre leitete er die Oper in Prag, nachdem er sie ganz neu organistirt hatte. Ganz nur seiner Kunst lebend, in der Ueberzeugung, nur zu ihrer Förderung und Pflege geschaffen zu sein, legte er 1816 die Direction in Prag nieder, da sein Zweck erreicht und das, was bei den beschränkten Verhältnissen einer Privatdirection geschehen konnte, aufgebaut war und das Theater nur eines rechtlichen Wärters zum Weiterbestehen bedurfte.

Sein erstes Engagement in Prag galt der genialen Karoline Brandt, die durch ihre geistigen, künstlerischen und physischen Vorzüge ihn allmählig so sehr bezauberte, daß er ihr Herz und Hand anbot, welche auch angenommen wurden. Karoline Brandt hatte jene Zauberkraft des echten Weibes, „eine unbeschreibliche Wohlthätigkeit und Bhaglichkeit um sich zu verbreiten“. Die Verbindung mit ihr macht sein Lebensglück aus, denn sie war sein guter Genius, eine Genosin voll Herzensgüte, Liebteiz und unerschöpflicher Liebe.

Welch' guten Namen sich Weber nun auch vor seiner Prager Direction bereits gemacht hatte, so wurde er doch erst in den weitesten Kreisen populär, als er — angeregt durch die Volksbegeisterung in den Freiheitskriegen — „Lühow's wilde Jagd“ und das „Schwertlieb“ komponirte, welche Deutschlands Jugend elektrisirten. Als die Nachricht vom Siege bei Waterloo eintraf, schrieb er

\*) Beral. mein lobten erschienenen Buch: „Webergedenkbuch. Erinnerungsbilder zum 100jährigen Geburtstage C. M. von Weber's am 18. Dez. 1886, von Dr. Adolph Kohut.“ (Leipzig: Reubnig, Schwab, Schmidt's Verlag.) Mit einem Portrait Webers. Preis 2 Mark.

die Cantate „Rampf und Sieg“, die seinen Komponisten-  
rath dauernd begründete. Ueberall erregte diese den  
größten Enthusiasmus.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dem Komponisten von  
allen Seiten ehrenvolle Anerbietungen zu Theil wurden.  
Am meisten reizte ihn der Ruf zur Gründung einer deut-  
schen Oper in Dresden, und diesem folgte er denn Ende  
des Jahres 1816. Er wurde mit 1500 Thaler Gehalt  
engagirt. Weber war in Dresden nicht auf Rosen ge-  
betet. Morlach, der Kapellmeister der italienischen Oper,  
die neben der deutschen fortbestand, intrigante begreiflicher  
Weise aus Webers Kräfte gegen ihn; er hatte ferner ein  
ganz neues künstlerisches Material zu schaffen, und über-  
dies erreichte das energische Auftreten des deutschen Kapell-  
meisters an einflussreicher Stelle vielfach Anstoß. Trotz  
allem war Weber unentwegt an der Arbeit; durch Ge-  
duld, Selbstbeschränkung und Würde gelangte er doch ans  
Ziel. Seine Gattin, die er am 4. Nov. 1817 heirathete,  
war seine Tröstlerin in allen seinen Lebenslagen. Ein  
stets lustiger, frohsünder Sinn, der seine wunde Seele  
pflegte und aufrecht, dies innige Theilnehmen und Mit-  
tragen von Freund und Leid ist mit nichts zu vergleichen;  
schreibt er unmittelbar nach der Hochzeit.

Weber richtete es sich in Dresden gemüthlich ein. Die  
Sommerlegation verbrachte er in Kleinohersdorf neben  
Dresden, hier schuf er seine namhaftesten Werke. In seinem  
Haus verkehrten die hervorragendsten Männer und Frauen  
jener Zeit: Tiege, Zick, Kind, die Schröder-Devrient,  
Clara v. d. Nede und viele andere. Mit der Zeit erhöhte  
sich sein Gehalt auf — 1800 Thaler. Orden und Titel  
hatte der schlichte Kapellmeister nicht, aber ein Patent ver-  
leiht er sich selbst, das auf die — Unsterblichkeit!

Die Schiller durch seine „Künster“, Goethe durch seinen  
„Göz von Berlichingen“, so erzielte auch Weber durch  
seinen „Freischütz“ der am 18. Juni 1821 zum ersten  
Male in Berlin aufgeführt wurde, einen ungeheuren Er-  
folg. Man kann behaupten, daß noch nie eine Oper  
gegeben wurde, die eine solche tiefegehende Bewegung her-  
vorgeufen hätte. Weber ist durch seinen „Freischütz“ un-  
sterblich geworden, da diese romantische Oper den endgül-  
tigen Sieg der deutschen Oper über die italienische ent-  
schied. Er hatte — sagt R. Brühl treffend — die in der  
Zeit liegende Begeisterung, der Schiller einen so erhabenen  
dichterischen Ausdruck zu geben wußte, mit der romanti-  
schen, auf die Auslegung der individuellen Empfindung  
gerichteten Stimmung derselben zu einem gemeinsamen, eben-  
vollständigen, wie theatralisch wirksam musikalischen  
Ausdruck gebracht. Dabei fühlte er das dramatisch-musi-  
kalische Kunstwerk in seiner Gesamtwirkung und von allen  
Seiten in's Auge.

Der Probestück war gelungen — Weber hatte eine  
nationale deutsche Oper geschaffen, die unzählige Anfüh-  
rungen auf allen Bühnen der Welt erlebte, die den Theater-  
directionen Millionen in den Schooß warf und welche den  
Namen Webers von Norppol bis zum Südpol berühmt  
machte. Treffend kennzeichnete Richard Wagner den Er-  
folg des Wertes mit folgenden Worten: „In der Bewun-  
derung der Klänge reimen und tiefen Elegie vereinigt  
sich seine Landtsleute vom Norden und vom Süden,  
von den Anhängern der „Kritik der reinen Vernunft“ Kant's  
bis zu den Verehrern des Berliner Modejournals. Es lalle  
der Berliner Philosph: „Wir werden dir den Jungfer-  
tranz“, der Hofbediener wiederholte mit Begeisterung:  
„Durch die Wälder, durch die Auen“, während der Hof-  
lafat mit heiserer Stimme sang: „Was gleicht wohl auf  
Erden?“ Der österreichische Grenadier marschirte nach dem  
Jägerchor, Fürst Metternich tanzte nach dem Vändler der  
höflichen Bauern und die Jener Studenten sangen ihren  
Professoren den Spottchor vor. Von einem Ende Preußens  
lands zum anderen wurde der „Freischütz“ gehört, gelun-  
gen, getanzt.“

In die beiden Monate unmittelbar nach der Vollen-  
dung des „Freischütz“ fällt die Entstehung der „Preciosa“,  
sie trat aber an die Oeffentlichkeit als jener und half ihm  
den Weg zum Herzen des Volkes bereiten. Webers Waise  
ist auch hier schon trotz aller spanischen und zigeunerischen  
Tänze echt deutsch — Preciosa ist die stille Zwilling-  
schwester der „Agnate“. Die Frische und Jugend der  
Weberschen Musik sichert diesem Stücke stets den Erfolg.

Die zweite der großen Opern Webers, die er für das  
Kärntner-Theater in Wien schrieb, „Corydante“, ist  
gleichfalls eine beste, voll Schwung und Charakteristik.  
Trotz alledem erzielte „Corydante“ nicht den sensationellen  
Erfolg des „Freischütz“, und das liegt hauptsächlich an  
dem komplexen und verwickelten Libretto der Helmine  
von Chezy, einer Entlein der „Karintha“. Das Werk  
wurde am 25. Juli 1823 zum ersten Male in Wien auf-  
geführt und seitdem überall gegeben.

Die angestrengte Arbeit an der „Corydante“, sowie die  
Reise nach Wien und die damit verbundenen Aufregungen  
hatten den ohnehin schwachen Körper des Componisten  
vollends erschöpft. So kam es, daß 14 Monate lang  
seine Produktionskraft gänzlich stockte. Von Marienbad,  
wo er im Sommer 1824 sich zur Erholung aufhielt,  
schreibt er seiner „Lina“: „Ich habe keine Sehnsucht nach  
Noten-Papier und Pianoforte und könnte mich, glaube  
ich, ganz leicht überreden, ein Schneider geworden zu sein  
und kein Componist. ... Ich hätte nicht geglaubt, daß  
ich einen solchen Ekel gegen alle Arbeit bekommen könnte!  
Es wäre nicht gut, wenn es immer so nachhiet!“ Aus  
dieser Unthätigkeit wurde er durch das Anerbieten des  
Londoner Impresario Kemble aufgestreift, der von ihm  
eine große romantische Oper verlangte, die ihren Stoff  
der germanischen Dichtung entlehnte. Weber komponirte  
den „Oberon“, für deren Composition er 500 Pfd. Ster-  
ling empfing; außerdem wurden ihm 225 Pfd.  
Sterling für die Leitung der ersten 12 Vorstellungen und

seine Mitwirkung an den 4. log. Oeatorienconcerten 100  
Pfund Sterling zugesichert. Diese glänzenden Anerbie-  
tungen veranlaßten den todtkranken, schon damals an der  
Lungen- und Nierenleiden schwer leidenden Künstler, nach Lon-  
don zu reisen. Vergebens beschwor ihn seine Gattin, ver-  
gebens flehten seine Freunde, in Dresden zu bleiben —  
er ließ sich nicht abhalten und besieg am 7. Februar  
1826 den Heilwagen. „Lieber Freund“, sagte er zu Gu-  
bi, „ich erwerbe in England ein gut Stück Geld, das  
bin ich meiner Familie schuldig, aber ich weiß sehr gut,  
ich gehe nach London, um da zu sterben!“

In London wurde Weber überall, wo er sich nur  
blicken ließ, ausgezeichnet und gefeiert. „Oberon“ ging  
am 26. April 1826 in Scene und errang einen außerordent-  
lichen Erfolg. Während selbst Rossini nicht herabgerun-  
gen wurde, wurde Weber diese Ehre zu Theil.

Doch die Kräfte des Componisten waren dahin. Die  
Sehnsucht nach der Heimath, nach Weib und Kind wurde  
immer lebhafter in ihm und er entschloß sich, noch vor  
der bestimmten Zeit wieder abzureisen; da erkrankte ihn am  
5. Juni 1826, in seinem 40. Lebensjahre, der unerwilt-  
liche Würger: der Tod. Seine letzten Worte waren:  
„Nun laßt mich schlafen!“

Unter der außerordentlichen Theilnahme der Bevölkerung  
Londons wurden die sterblichen Ueberreste des Unsterb-  
lichen in der Nordfilds-Kapelle zu London beigesetzt. Nach  
18 Jahren wurde jedoch die theure Asche des Verklärten  
nach Dresden übergeführt und unter allgemeiner Theil-  
nahme und erhebenden Feiertagsfeier an dem kaiserlichen  
Friedhofe der sächsischen Pfalzstadt beigesetzt. „Der ruhe  
den“, sagte Richard Wagner am Grabe des großen  
Mannes, „hier liegt die prächtige Stätte, die uns Deine  
theure Hülle bewahrt! Und hätte sie dort in Firlchen-  
grüften gepirngt, in hohen Wäldern einer Nation, wie  
wagten doch zu hoffen, daß Du ein begehrenes Grab  
in diesem Boden Dir lieber zur letzten Ruhestätte ge-  
wähltest!“

Dem gewaltigen Meister der Edne und edlen Menschen  
hat man 1866 neben dem königlichen Hoftheater in  
Dresden, von Meißel's Wehrbau ein Denkmal aus  
Erz gesetzt, seine Vaterstadt Eutin rüfete sich, ihm am  
18. Dezember gleichfalls ein Monument zu errichten, —  
ein monumentum aere perennans, das nie vergehen wird,  
hat er sich durch seine Werke und Thaten im Herzen des  
deutschen Volkes selbst gesichert!

### Pariser Telegraphistinnen.

Man erinnert sich der Anekdote, daß Cardinal Richelieu  
eines Tages in einer Gallerie des Louvre von einem Edel-  
mann dabei überfallen worden sein soll, als er zu für-  
perlicher Uebung seine Beine abwechselnd in die Luft streckte.  
Der Edelmann hatte Gestesgehandwort genug, dem Kar-  
dinal die Wette zu proponiren, daß er selbst die Beine  
weit höher werfen könne, als der Kardinal und dann die  
Wette zu verlieren, um nicht der Gnade des geistlichen  
Staatsmannes verlustig zu gehen. — Etwas Aehnliches  
ist kürzlich im Pariser Unterrichts-Ministerium passirt, wie  
man dem „V.-G.“ schreibt: Zwei jugendliche Beamte, von wel-  
chen der eine in seinen Aufseherstunden Operetten-Componist,  
der andere Dichter ist, amüfirt sich damit, an der Wand  
eines Konferenz-Zimmers Kopf zu stechen und abzumarten,  
wer es am längsten ansieht. Mählich trat der Bureau-  
Chef in's Zimmer. Und was that er beim Anblicke der  
beiden Turner? Er wari schleunigst seine Aftenmappe auf  
den Tisch, nahm einen Anlauf und stellte sich neben seine  
beiden Unterbeamten auf den Kopf. — Diese beiden Anek-  
dotten sollen den Lesern beweisen, wie viel Kurzweil un-  
ter den Beamten während ihrer Arbeitsstunden getrieben  
wird, und wie es neben diesen großen Fallenzern mutige  
kleine weibliche Beamte giebt, die für eine ungleich geringe  
Veholbung dem Staate täglich acht Stunden am  
Eisenbahnhalter oder am Telegraphen-Apparat dienen.  
Die armen Telegraphistinnen versehen ihren Dienst jeden  
Tag zu verschiedenen Stunden, es ist ihnen also unmög-  
lich, ihre Hauptmähigkeiten täglich zu derselben Zeit einzu-  
nehmen. Trotz ihrer geringen Einnahmen aber sind die  
kleinen Telegraphistinnen heiter und lebenswüthig, nur  
leben sie etwas unter dem Verbot, sich untereinander zu un-  
terhalten, — eine für junge Mädchen sehr schwierige Auf-  
gabe. Da sitzen sie stundenlang an ihrem Apparat, hören  
fortwährend das Tif, Tif, Tif, und verkehren mit den Te-  
legraphen-Vefern in ten Vorstädten oder in der Provinz.  
Dort sind immer männliche und immer hümmige Beamte  
angestellt, die durch den Telegraphen schimpfen: „Schnel-  
le, Fräulein!“ — „Ich habe keine Zeit, Fräulein!“ —  
„Ich werde mich über Sie beschweren, Fräulein!“ Aber  
das macht den jungen Mädchen Spaß; sie mühten keine  
Frauen sein, wenn Sie einen Mann am Fädchen, sei es  
auch ein telegraphisches, bielten, ohne ihn mit Vergnügen  
daran zappeln zu lassen. Mählichweise sind nicht alle  
Empfänger trümmig, und da es den Telegraphistinnen  
verboten ist, sich mit den Kollegen in der weit entfernten Kol-  
le zu unterhalten, so liegt durch den Telegraphen mit den oft  
weit entfernten Kollegen, aber ist auch das nicht erlaubt,  
oder verbotene Frucht schmeckt nicht, und wenn man einer  
Tochter Etwas das Sprechen unterlag und ihr einen Te-  
legraphen-Apparat und einen Correspondenten zur Verfü-  
gung stellt, dann muß sie der Versuchung unterliegen und  
wird telegraphiren. So sind oft intime Bekanntschaften  
zwischen männlichen und weiblichen Telegraphenbeamten ver-  
mittelt worden, und zwischen zwei Morse-Apparaten ist  
nicht selten ungefähre folgender Dialog gepflogen worden:  
„Sind Sie blond, Fräulein?“ — „Wie Gold!“ — „Das  
ist schön, so habe ich Sie mir vorgestellt.“ — „Geben  
Sie einen Schmruck, mein Herr?“ — „Zu dienen, mein  
Fräulein, einen braunen Schmruck!“ — „Ist er gedreht?“  
— „Gedreht, um Ihnen zu gefallen.“ In der That, Sie

telegraphiren anbetungswürdig!“ — „Und Sie, mein Herr,  
scheinen geschickte Finger und eine leichte Hand zu haben.“  
— „Ich erlaube sofort, wenn Sie mich an den Apparat  
rufen.“ ... und so weiter; Auf diesem noch ziemlich un-  
gewöhnlichen Wege soll schon eine ganze Anzahl glück-  
licher Ehen geschlossen worden sein. Zwar ist die Zahl der  
dabei nicht zu Grunde gekommenen Ehen auch sehr groß,  
aber kann lag die Schuld entweder an den jeweiligen Kor-  
respondenten, der sich als „Blond“ darstellte und dann  
seinem Kneipens mit einem „Blond“ oder einer rei-  
figen Glase ergriffen, oder das junge Mädchen hat von  
ihren schönen, spitzigen Augen erzählt und hatte dann  
nur eins anzuhören.

Sehr interessant ist das System der Kontrolle und der  
Ueberwachung dieses geheimen Depeschengeschäfts. Ein im  
Bureau der Telegraphistinnen leitender Beamter hat das  
Recht, nach Belieben jedes Telegramm entgegen zu nehmen,  
und wenn er einmal ein „Privat“-Telegramm empfangt,  
dann muß der Absender nach einer eigenen telegraphischen,  
nicht niedrigen Wortlage das Telegramm begablen. So  
kann es kommen, daß eine Telegraphistin folgendes Straf-  
mandat erhält: „Fräulein X. hat zwei Francs Strafe zu  
zahlen, weil sie an Herrn Y. telegraphirt hat, daß ihr  
Perz noch frei sei, und daß sie die Strafenmannen vier-  
unddreißig beunne.“ Die Telegraphistinnen sind sehr vor-  
sichtig beim Mißbrauch ihrer Apparate, denn sie wissen,  
daß ihr Aussehen unerlässlich ist. Wenn ein Mann mit  
der Beaufsichtigung junger Mädchen betraut ist, wird er  
immer streng. Der Kontrolleur der jungen Telegraphistinnen  
läßt sich durch keine noch so wohlwollende bittende Stimme,  
durch keinen stehenden Blick schöner Augen erweichen. Er  
ist gegen die jungen Mädchen rüchthilsvoller als er gegen  
Männer sein würde, denn bei der geringsten Nachlässigkeit  
ertheilt er den Vorwurf der Parteilichkeit gewärtigen. Er ist  
schauer, als das schüchternste Mädchen und schlägt vor je-  
dem freundschaftlichen Blick seiner weiblichen Untergebenen die  
Augen nieder.

Wenn die Telegraphistinnen ihr Bureau verlassen, blei-  
ben sie in kleinen Gruppen auf der Straße sitzen und  
schmägen und sichern nach Herzenslust, um die verlorene  
Zeit wieder einzubringen. Dann trüppeln sie in ver-  
schiedenen Richtungen ihrem bescheidenen Heim zu. Alle Te-  
legraphistinnen sind in Fleiß und Gewissenhaftigkeit alle männ-  
lichen Beamten überlegen, daß sie oft Ueberstunden machen,  
um für den Verdienst irgend einen kleinen Toiletten-Ge-  
stand zu kaufen, der länger geträumt worden ist, als er  
halten wird. Und wie wichtig kommen sich die kleinen  
Telegraphistinnen vor: sie haben beim Eintritt in das Amt  
den Eid leisten müssen, keine Staatsgeheimnisse zu ver-  
rathen — habt Respekt vor ihnen! Sie sind verdiente  
Beamtinnen!

### Männigfaltiges.

#### „Kleine Blumen, keine Mäster.“

Gemüthlich und Einseitig  
Sind die Herzbezügler der Schlechtigkeit;  
Ist das Sandrad angesetzt,  
Nimmt Gewissen das Frengehd.

Franz Grillparzer.

Römer und Griechen lästet frei  
Griechen und Slaven — das ist vorbei!  
Der Ruch verändert das Frengehd,  
Wißt du frei sein, wärd dich!

Gottfried Kinkel.

#### Dogograph von Fritz Redth.

Von einem frommen Manne wird's getragen,  
Der sich gelobt beständiges Fasten.  
Und von den bösen Treiben dieser Welt  
Die Wäde richtet nach dem Sternzeiger.

Wißt du an dieses Nüchternheit ein Zeichen,  
So siehst du durch die Klus ein Schifflein streifen —  
Der Wind, des Meeres Wellen tragen's fort  
Vor fremden Strand zum heimathlichen Port.

#### Sonett von Verhoff Aenan.

Die Zeit ist kurz, das Bist ist fern,  
Ereignis nicht ich's, ach so fern,  
Per pedes wird es nicht gelingen,  
So mag er mich zur Stelle bringen,  
Doch seh' ich ihn im Glanz blinken,  
Derschick' ich sicher, ihn zu trinken.

#### Quadrat-Arithmogroph von Marie Strüthen.

Buchstabe. 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12  
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12  
10 11 7 4 6 8 12  
1 2 3 4 5 6 7 8  
4 6 13 6 14 15 14  
16 6 7 6 10  
15 4 15  
Buchstabe.

Die Diagonalen ergeben ein Zeit.

#### Sittungen aus Nr. 51.

1. Charakter: Miffitas. — 2. Mäster: Der Häring. —  
3. Dogograph: Bimel, Inel. — 4. Quadrat-Arithmogroph:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12  
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12  
10 11 7 4 6 8 12  
1 2 3 4 5 6 7 8  
4 6 13 6 14 15 14  
16 6 7 6 10  
15 4 15  
Buchstabe.

Die Diagonalen ergeben ein Zeit.

#### Correspondenzen.

Dr. Müller in 2. Wies richtig. E. 6. Wodmal's heraldischen Dank! Fortset-  
zung in 2. 1. 3. 4. richtig. Gm 22. Das Mählich ist zu allgemein  
gehalten und bietet zu wenig feste Stützpunkte, um es hin zu können.  
Ango Steiner. Ihre Anfragen liegen jenseits der Grenze unserer Geschäftstätig-  
keit. Ihre Mittheilung haben wir dem Verleger des Mählich übergeben.  
E. 6. 6. Ihre Mittheilung haben wir dem Verleger des Mählich übergeben.  
dem 1. 3. richtig. Antonio Sedas in 3. 3. 3. 3. richtig. Ernst Häber-  
ler, Carl Wilmshorst 4. richtig. B. Wagner. 1. richtig. Familie Reitzen,  
2. 4. richtig. Das Kreuz-Blätter. Wärdich. in richtiger Schreibweise  
hatte lieber nicht verwenden. B. Wagner. 1. 2. 3. richtig.